

Der Geschichtsbruch von 1914

von Lucian Hölscher

(Vortrag im Ruhr-Museum Essen am 1. Juli 2014)



Josef Albers: Zwei Soldaten mit Marschgepäck (1915)

Am vergangenen Samstag vor hundert Jahren gab die Ermordung des österreichischen Erzherzogs Franz Ferdinand und seiner Gattin in Sarajewo den entscheidenden Anlass zum Ausbruch des Ersten Weltkriegs. Folgte man der Analogie, so würde am kommenden Sonntag der Kaiser, sekundiert von Reichskanzler Bethmann-Hollweg, dem österreichischen Legationsrat Hoyos die volle Rückendeckung des Deutschen Reiches bei Österreichs Vorgehen gegen Serbien versichern, und in vier Wochen würde Europa in einen vierjährigen Weltkrieg stürzen, von dessen Folgen sich der Kontinent Jahrzehnte lang nicht erholen würde. Wir wissen, dass es so nicht kommen wird. Aber die Suggestivkraft der Wiederholung ist immer noch groß genug, dass wir uns auch hundert Jahre danach noch fragen, was dieser Weltkrieg für uns eigentlich bedeutet. Das ist legitim, die gelegentlich zu hörende Meinung, wir stünden wieder am Rand eines Weltkriegs, allerdings derzeit abwegig.

1. Die Frage nach der Kriegsschuld

Abwegig ist auch die gerade wieder aufbrechende öffentliche Debatte um die Schuld am Ausbruch des Ersten Weltkriegs. Diese Debatte ist von gestern, sie ist eine Scheindebatte, sie hat keine Zukunft. Christopher Clarkes Bestseller „Die Schlafwandler“, das im Zentrum dieser Debatte steht, liefert dafür selbst eine Reihe guter Argumente:

- Zunächst ist schon die Schuldfrage selbst in ihrer einfachen Schwarz-Weiß-Alternative eines Gerichtsverfahrens, das nur auf schuldig oder nicht-schuldig plädieren kann, völlig ungeeignet, der Komplexität eines Kriegsausbruch gerecht zu werden. Wer hätte in älteren Kriegen je in dieser Weise nach der „Schuld“ gefragt?
- Zweitens unterstellt die Kategorie der Schuld Handlungssubjekte, die schuldig werden können. Bei näherem Hinsehen erweist sich jedoch keiner der beteiligten Staaten als einheitliches Handlungssubjekt: Überall gab es gegenläufige Einschätzungen und Handlungskonzepte, widersprüchliche und nicht abgestimmte Akti-

onsstränge, die schließlich zu den Kriegserklärungen führten. Sie verboten es, von „der“ deutschen, französischen, englischen oder russischen Position zu sprechen.

- Drittens hat mittlerweile längst eine Aufarbeitung des Krieges eingesetzt, die nicht mehr versucht, den schwarzen Peter jeweils einer anderen Kriegsmacht zuzuschieben, sondern die sich jeweils mit der Rolle des eigenen Landes auseinandersetzt. Fritz Fischers Studien zur Rolle Deutschlands von Anfang der 1960er Jahren bildeten hier nur den Anfang, andere folgten ihm, so etwa Niall Ferguson in seiner Studie „The Pity of War“ („Der falsche Krieg“) von 1998, die sich kritisch mit der englischen Politik zu Kriegsbeginn auseinandersetzte.

Christopher Clarkes „Schlafwandler“ haben zur erneuten Erörterung der Kriegsschuldfrage in Deutschland beigetragen – es ist eine methodisch konservative Studie, die den Blick noch einmal auf die großen politischen Entscheidungsprozesse lenkt. Das Buch darf gleichwohl nicht als Wiederaufwärmung dieser überholten Debatte gelesen werden, sondern als Schlussstrich unter sie. Clarke widerspricht Fischers Thesen zur deutschen Verantwortung am Kriegsausbruch auch nicht, er ergänzt sie vielmehr um diejenigen Anteile anderer europäischer Regierungen, die bislang zu wenig beachtet worden sind. Dass eine solche Ergänzung notwendig war, ist in der internationalen Weltkriegsforschung unbestritten. Die deutsche Regierung wird durch Clarkes Darstellung weniger entlastet als vielmehr andere Regierungen (in unterschiedlichem Maße) mitbelastet. Es bleibt auch nach Clarkes Buch Fischers Verdienst, die Deutschen von der unfruchtbaren Frage nach der Bewahrung ihrer nationalen Ehre weggelenkt und sie auf die tieferen Ursachen des Krieges in der deutschen Gesellschaft selbst gelenkt zu haben. Das erst brachte die Wende, nicht nur im Verhältnis zu den West-Alliierten, zu denen die westdeutsche Öffentlichkeit 1960 wieder Anschluss suchte; sondern auch im politischem Selbstverständnis der Deutschen. Wenn heute die Erinnerung an den Ersten und Zweiten Weltkrieg gemeinsam mit den Alliierten gefeiert wird, so ist dies auch eine Folge dieser Wende.

In der Diskussion um die deutsche Kriegsschuld wird in Deutschland nach wie vor geflissentlich übersehen, dass in der englischen Originalfassung des § 231 Deutschland nicht die (moralische) Schuld (guilt), sondern die (politische) Verantwortung (responsibility) für die eingetretenen Schäden zugesprochen wurde – woraus dann die Reparati-

onszahlungen abgeleitet wurden. Das ist etwas ganz anderes: Bei Schuld geht es um moralisches Versagen, bei Verantwortung darum, wer die Folgen einer Handlung trägt.

Die Verschiebung der Verantwortungs- zu einer Schuldfrage hat in Deutschland von Anfang an die öffentliche Auseinandersetzung über den Versailler Vertrag vergiftet. Dabei war es doch damals noch eine Selbstverständlichkeit, dass der Verlierer eines Krieges die Kosten trägt. Deutschland hat von dieser Maxime ganz ebenso 1871 gegenüber Frankreich und noch 1817 gegenüber Russland Gebrauch gemacht. Erst in der Folge des Ersten Weltkriegs entstand ein Gespür dafür, dass um der wirtschaftlichen und politischen Verflechtungen zwischen den Großmächten willen auch die Verlierer eines großen Krieges nicht vor die Hunde gehen dürfen. Und diese Erkenntnis reifte nicht in Deutschland, sondern bei den Westalliierten.

Die Kriegsschulddebatte in Deutschland mit ihrer starken Betonung der moralischen Schuld wies daher von Anfang an ein gehöriges Maaß von Scheinheiligkeit, eine doppelte Moral und eine bewusste, von Selbstmitleid getragene Verschiebung des Gegenstands auf. Sie ist eine ausgesprochen deutsche Debatte, die den Deutschen nicht von außen aufgezwungen wurde, sondern die sie selbst schon längst angezettelt hatten, bevor ihnen im Versailler Vertrag die alleinige Verantwortung für den Krieg zudiktiert wurde. Und doch klingt auch in dieser Debatte noch etwas von dem Erschrecken nach, das dieser Krieg auslöste. Dieses Erschrecken ist es, das sich in die Erinnerung eingegraben hat. Drei Gründe waren dafür ausschlaggebend:

Erstens gingen die Erwartungen an den Krieg und die Erfahrungen, die die Menschen dann in ihm machten, extrem weit aus einander. Als letzter großer Krieg stand den Deutschen 1914 der deutsch-französische Krieg von 1870/71 vor Augen (dahinter dann auch der Krieg von 1813). Doch 1870 gab es auf deutscher Seite nur 45.000 Gefallene und 90.000 Verwundete, auf französischer 140.000 Gefallene, ebenso viel Verwundete. Im Ersten Weltkrieg dagegen zählte man etwa 10 Mio. Gefallene und knapp 20 Mio. Verwundete, 7 Mio. kamen auf andere Weise ums Leben. Der Krieg hatte also ganz andere Dimensionen.

Hinzu kam zweitens die für viele überraschende Länge des Krieges und die industrielle, grausame Form, in der er vor allem in Belgien geführt wurde. Diese Erfahrungen waren damals noch neu, die seelische Erschütterung der Menschen daher grundsätzlicher als im Zweiten Weltkrieg. Im Ersten Weltkrieg zerbrachen nicht nur die Körper der Men-

schen, sondern auch ihre Seelen und ihr Verstand. Dies war in erster Linie Folge einer Kriegsführung, die die Soldaten nicht nur bislang unbekanntes, sondern auch extremen und extrem widersprüchlichen Eindrücken aussetzte: etwa dem extremen Gegensatz von Wochen langen Aufenthalten in Regen überfluteten Schützengräben und der Idylle friedlicher Einquartierungen: wo bürgerliche Offiziere etwa am Klavier Schubert-Sonaten spielten und ihre Kameraden bei einem Glas Likör, ängstlich beäugt von den feindlichen Gastgebern, ihren romantischen Gedanken nachhingen; von Naturerlebnissen von überwältigender Schönheit einerseits, wie sie immer schon das Herz des Kriegers erfrischt hatten; und apokalyptisch zerstörten Landschaften andererseits, wie sie erst der Dauerbeschuss großer Geschosse im Ersten Weltkrieg produzierte; von brüllenden Schlachten bei Tag, die das Trommelfell zum Platzen brachten - und der Totenstille nächtlicher Wachen, von denen Jünger sagte, sie sei oft schlimmer gewesen als das Kampfgeschehen selbst.

Doch im Krieg zerbrachen, drittens, nicht nur die Seelen, sondern auch die geistigen Orientierungsmuster, die Wissenssysteme der Menschen. Wissenssysteme leben von Evidenzen, die sie für die Menschen haben. Wenn diese Evidenz verloren geht, bricht auch das Wissenssystem zusammen. Denken wir als Beispiel nur an die Kategorie des „Geistes“, ein Zentralbegriff der Geschichtsphilosophie vor dem Ersten Weltkrieg, von dem aber nach dem Krieg viele nichts mehr wissen wollten, weil er als Analyseinstrument der geschichtlichen Situation versagt hatte.

Ein unverdächtiges Zeugnis hierfür ist der jüdische Religionsphilosoph Franz Rosenzweig, der bei Friedrich Meinecke, damals schon einem der bekanntesten Historiker Deutschlands, 1912 seine Dissertation „Hegel und der Staat“ abschloss, sie wegen des Krieges aber erst nach dem Krieg publizieren konnte. Mittlerweile hatte die Arbeit allerdings für ihn, wie er im Vorwort von 1919 festhielt, fast allen Wert verloren, weil die für ihn wie für Hegel vor dem Krieg noch zentrale Kategorie des Geistes jetzt alle Evidenz als Analyseinstrument der Geschichte verloren hatte.:

„Die Buch wäre heute nimmermehr entstanden ... Ich weiß nicht, wo man heute noch den Mut hernehmen soll, deutsche Geschichte zu schreiben. Damals, als das Buch entstand, war Hoffnung, dass die innere wie äußere atemversetzende Engigkeit des Bismarckschen Staats sich ausweiten werde zu einem freie Weltluft atmenden Reich. Dies Buch sollte, so weit ein Buch das kann, an seinem kleinen Teil darauf vorbereiten. Der harte und beschränkte Hegelsche Staatsgedanke, der mehr und mehr zum herrschenden des verflossenen Jahrhunderts geworden war und aus dem am 18. Januar 71 >wie der Blitz aus dem Gewölk< die weltgeschichtliche Tat (!) sprang, - er sollte

hier in seinem Werden durch das Leben seines Denkers hindurch gleichsam unter dem Auge des Lesers sich selber zersetzen, um so den Ausblick zu eröffnen auf eine nach innen wie außen geräumigere deutsche Zukunft. Es ist anders gekommen. Ein Trümmerfeld bezeichnet den Ort, wo vormals das Reich stand.“

Ähnlich wie der Geschichtswissenschaft erging es der Theologie: Im 19. Jahrhundert waren die Theologen davon überzeugt, dass Gott die Welt unmittelbar nach seinen Plänen lenke. Auch die deutsche Niederlage im Ersten Weltkrieg hätte diese Überzeugung noch nicht erschüttern müssen, da Gott ja die Deutschen auch hätte bestrafen können wollen. Doch das Ausmaß der Katastrophe stand in keinem denkbar vernünftigen Verhältnis zu diesem Gott unterstellten Willen. Sie legte viel mehr in ihrer völligen Absurdität die Abwesenheit Gottes in diesem Krieg nahe. So konnte der Geschichtsverlauf nicht mehr als Demonstration göttlichen Handelns in Anspruch genommen: eine ganze theologische Tradition brach zusammen. An die Stelle der liberalen Theologie, die die Geschichte als Heilsgeschichte im Sinne des sukzessiven Aufbaus des Reiches Gottes verstanden hatte, traten existenzialistische Theologien, die Gottes Handeln in der Welt eher im Augenblick, gewissermaßen quer zum Verlauf der Geschichte suchten.

Ich könnte noch viele Beispiele für den geistigen Zusammenbruch im Ersten Weltkrieg anführen – demjenigen in der Kunst werden wir noch begegnen. Doch hier soll zunächst auf die eigentümlichen Orientierungslosigkeit hingewiesen werden, die der Krieg bei den Beteiligten hervorrief – und die wir heute, im Wissen um seine tatsächliche Dauer und Wirkung, kaum noch nachvollziehen können. Man kann das gut an den wechselnden Zeithorizonten verdeutlichen: Zu Beginn des Krieges klaffte der Erwartungshorizont der Zeitgenossen im öffentlichen Diskurs noch auffallend weit auseinander. Einerseits dachte man in Zeitdimensionen von Jahrhunderten, wenn nicht gar Jahrtausenden, sprach von einer „Menschheitsdämmerung“ und einem „Zeitenherbst“, einem Aufstieg der germanischen Rasse; auf der Linken vom Anbruch des sozialistischen Zukunftsstaats, der großen sozialistischen Revolution usw. Andererseits sollte der Krieg doch nur wenige Monate dauern. An Weihnachten sei man wieder zuhause, sagte man; oder treffe sich im dann besetzten Paris.

Als sich all dies im Winter 1914/15 als Illusion herausstellte, trat an die Stelle der großen Erwartungen eine eigentümlich zeitlose Form des Abwartens. Viele Soldaten richteten sich in der Existenz des „Kriegers“ ein, der sein Leben am Rand des Todes und der Bürgerlichkeit von Tag zu Tag fristete. Der Krieg konnte für sie noch Jahre dauern, vielleicht sogar in eine ganze Epoche Jahrzehnte langer kriegerischer Auseinandersetzun-

gen münden – vielleicht aber auch schon binnen weniger Tage oder gar Stunden enden, wenn nämlich eine Seite nicht mehr würde durchhalten können. Da kam es dann unter Umständen auf die letzte Viertelstunde an, die über Sieg und Niederlage entschied.

Was Krieg sei, stellte sich aus solcher Perspektive ganz neu dar. Nicht mehr ging es um die Verfolgung langfristiger Ziele unter Einsatz kalkulierter Mittel. Dagegen erlebten Kategorien wie „Wille“ und „Entscheidung“, „Zufall“ und „Schicksal“ eine ganz neue Bedeutung. Sie entschieden über Sein und Nichtsein, Zukunft und Existenz. Im Maße in dem Erfolg im Krieg nicht mehr als Folge richtiger Planung erschien, entschied Irrtum über alle Existenz überhaupt. Man muss diese Radikalisierung der Sinnkategorien auch heute in Rechnung stellen, wenn wir über den Ersten Weltkrieg sprechen: Den Ausbruch des Krieges als „Zufall“ zu bezeichnen, wie es manche wieder tun, ist daher zynisch geworden, so sehr das komplexe Zusammenspiel der Entscheidungsfaktoren dazu auch einladen mag. Ebenso wenig wie wir heute den atomaren Gau als minimales Restrisiko in Rechnung stellen können, ebenso wenig auch den „Zufall“ des totalen Krieges als Restrisiko der Politik.

II. Gebrochene Lebensläufe

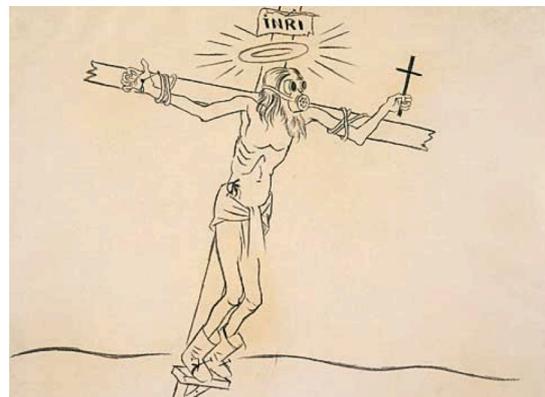
Welche Folgen der Erste Weltkrieg für die geistig-seelische Befindlichkeit und über sie dann auch für uns Nachgeborene hatte, will ich Ihnen im Folgenden am Beispiel dreier Lebensläufe vor Augen führen. Dabei wird deutlich werden, dass die Zerstörung der Körper, Seelen und Geister der Zeitgenossen bis heute nachwirkt. Sie brachte einen unermesslichen Schaden, der sich bis heute in der deutschen Erinnerungskultur an den Ersten Weltkrieg abzeichnet: vor allem darin, dass wir, so meine These, die Welt vor dem Ersten Weltkrieg heute eigentlich nicht mehr verstehen können: weder die Formen sozialer und geschlechtlicher Existenz noch die seelischen Gefühlswelten und schon gar nicht die geistigen Grundlagen der Vorkriegsgesellschaft. Es handelt sich um einen echten Geschichtsbruch – und damit meine ich nicht nur eine tief greifende Zäsur im historischen Ablauf, sondern einen wirklichen Bruch im Geschichtsbild der Menschen: wo sich jede Fortschreibung vormals gültiger Geschichtsbilder verbietet; wo ein radikal neues Denken einsetzt.

Georg Grosz oder der ästhetische Geschichtsbruch

Mein erster Fall ist der Maler George Grosz, ein seit seiner, zunächst freiwilligen, Einberufung im Winter 1914 glühender Gegner des Krieges, der mit seinen Zeichnungen in den letzten Kriegs- und ersten Nachkriegsjahren einige der heftigsten Attacken gegen die „herrschende Klasse“ ritt. Zeichnungen wie die von der zynischen Einstufung eines Gerippes als „kriegsverwendungsfähig (KV)“ durch einen Militärarzt oder die Darstellung von Christus mit Gasmaske am Kreuz sorgten in den 1920er Jahren für öffentlichen Aufruhr und eine scharfe Verurteilung der deutschen Kriegsführung.



Kriegsverwendungsfähig (KV)



Christus mit Gasmaske am Kreuz

In seiner Autobiographie von 1951 beschreibt sich Grosz später als einen ursprünglich ganz unpolitischen Menschen, der erst im Laufe des Ersten Weltkriegs in die Mühlen der Politik geriet. Die Erfahrungen an der Front trieben Grosz, ebenso wie Tausende anderer Soldaten dieser Zeit, buchstäblich in den Wahnsinn und damit in die psychiatrischen Anstalten hinter der Front. Das Muster des Zusammenspiels von Fronterfahrung und psychiatrischer Behandlung war da immer wieder dasselbe. Auf die Brutalität des Krieges reagierten die Soldaten persönlich zunächst mit vermehrter Angst und Aufmerksamkeit, dann mit Abwehr und schließlich mit Schweigen und Wahnsinnsymptomen, die bis zum Selbstmord oder völligem Stumpfsinn gehen konnten.

Da die Soldaten bei ihrem Einsatz an der Front an irgendetwas glauben mussten um durchzuhalten, war der Orientierungsverlust, das Gefühl der Sinnlosigkeit, das sie im Laufe des Krieges überfiel, ein großer öffentlicher Schaden. Kaum zu unterscheiden war

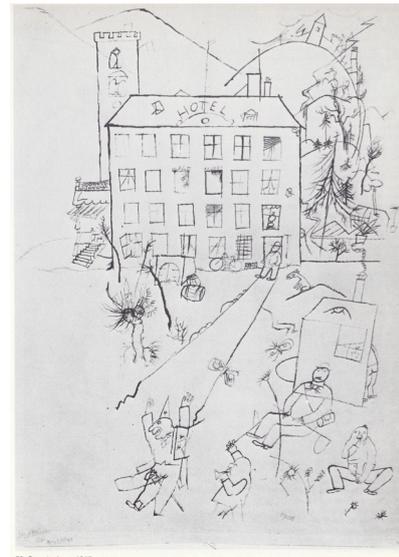
für sie wie für uns heute, wer hier mehr dem Wahnsinn verfiel: sie selbst, die übel malträtierten Patienten in den Lazaretten und Hospitälern, oder die Krieg führenden Vorgesetzten, die Gesellschaft und das politische System, das ihnen ihre Macht gab. Der Krieg zeichnete sich für diese Soldaten durch ein hohes Maß an Absurdität aus, der sie nicht zu entrinnen vermochten. Daher gab es für sie aus dem Krieg nur eine Lehre zu ziehen: dass es nämlich nie wieder Krieg geben dürfe.

George Grosz hatte Glück: Er entkam mit Hilfe einflussreicher Freunde den mörderischen Behandlungsmethoden der damaligen Kriegspsychiatrie.

Nach seiner Entlassung im Frühjahr 1915, und dann noch einmal zwei Jahre später, nach seiner erneuten Einberufung und Einweisung in eine psychiatrische Anstalt Anfang 1917, schloss er sich der damals gerade in Berlin entstehenden Gruppe der Dadaisten an. Ebenso wie die später in Frankreich auftretenden Surrealisten erklärten sie der bestehenden Gesellschaft und ihren ästhetischen Ausdrucksformen den Krieg.

Dem Wahnsinn des Krieges versuchten die Dadaisten mit den Mitteln einer neuen Ästhetik des Absurden zu begegnen. Zugrunde lag ihr das Bekenntnis, dass die bestehende Kunst alle Legitimität verloren habe, dass man daher radikal mit ihr brechen müsse: Was bisher als wahr gegolten hatte, hatte sich als unwahr und verlogen erwiesen. Hinter der schönen Maske der Kunst verbarg sich eine hässliche Welt, die bei Grosz nur äußersten Ekel erregte. Sie darzustellen erforderte für ihn auch einen Bruch mit dem ästhetischen Ausdrucksinventar. Bei der Suche nach neuen künstlerischen Mitteln orientierte er sich fortan etwa an den Zeichnungen der Pissairs und den Kritzeleien von Kindern.

Die Provokation gelang. Grosz wurde nach dem Krieg zum gefeierten Künstler einer neuen antibürgerlichen Kunst. Seine Anklage gegen die herrschende Klasse trug ihm zwar wütende Proteste und sogar eine Anklage wegen Blasphemie ein, sie erregte aber zugleich auch bewundernde Anerkennung und brachte ihm schließlich sogar, kurz vor der Machtergreifung Hitlers, eine Einladung nach New York und damit die Möglichkeit auszuwandern. Trotzdem, obwohl äußerlich der sonst fast sicheren Vernichtung ent-



Sanatorium, 1917

ronnen, blieb das Weltbild von Grosz gebrochen. Nach den schlimmen Erfahrungen des Ersten Weltkriegs trug dazu Mitte der 20er Jahre auch seine Abkehr von der kommunistischen Partei und seine Zuwendung zur amerikanischen Gesellschaft bei: Amerika bot ihm eben jene Heimat, die ihm die Kommunisten mittlerweile nicht mehr bieten konnten.

Aber zugleich verstand auch das amerikanische Publikum seine Kunst nicht mehr, trotz aller Sympathie mit seiner eindeutigen Ablehnung der autoritären Gesellschaftsstrukturen in Deutschland. Gebrochen blieb auch gerade Grosz' Verhältnis zu seinem amerikanischen Publikum: Wurde seine Kunst doch auch hier von eben denjenigen bürgerlichen Schichten gefeiert, gegen die sich diese Kunst ursprünglich gewandt hatte. Aber – so müssen wir heute fragen – war diese Kunst überhaupt darauf angelegt, über die konkreten Gebrauchszusammenhänge ihrer Entstehung hinaus als Kunst dauerhaft zu wirken? Können wir sie deshalb heute, nach hundert Jahren, überhaupt noch in all ihrer Hässlichkeit richtig verstehen? Entstanden als zeitgebundener Ausdruck seiner Sicht der bestehenden Verhältnisse, haben wir sie zu dauerhaften Kunstwerken gemacht, die heute mit Millionenbeträgen am internationalen Kunstmarkt gehandelt werden. Liegt darin dann letzten Endes doch ein erlaubtes Missverständnis von Grosz' eigenen künstlerischen Absichten oder nicht vielmehr ein ästhetischer Geschichtsbruch, der nicht mehr erkennen lässt, worum es damals wirklich ging?

Stefan Zweig oder der existenzielle Geschichtsbruch

Mein zweites Beispiel ist der Schriftsteller Stefan Zweig. Im Juli 1914 hielt sich Zweig, ebenso wie in den vorangegangenen Jahren, bei seinem Freund, dem Schriftsteller Emil Verhaeren, in Belgien auf. Nur mit dem letzten Zug konnte er noch, durch die Front hindurch, seine Heimatstadt Wien erreichen. Obwohl von Herkunft und Bildung Kosmopolit, akzeptierte Zweig, ebenso wie die allermeisten deutschen Künstler und Wissenschaftler, den Krieg zunächst als großen nationalen Aufbruch. Erst im Verlauf des folgenden Frühjahrs wendete sich seine Sympathie in Antipathie.

Bemerkenswert ist, wie sich dieser Wandel in seinen Tagebüchern spiegelt. Tagebuch zu schreiben war für Zweig immer eine Form, sich in der Zeit zu orientieren. Wie wir von seinem frühen Meisterwerk „*Sternstunden der Menschheit*“ wissen, glaubte er an die

Existenz von – oft unscheinbaren – historischen Augenblicken, in denen der Lauf der Geschichte eine neue Richtung nimmt. Bei deren Erkenntnis konnte der aufmerksame Beobachter daher seiner Meinung nach auch einen Blick in die Zukunft werfen und den Sinn des historischen Prozesses insgesamt erfassen. Tagebücher waren für Zweig so etwas wie Seismographen der Geschichte: Sobald er in eine bedeutsame Zeit eintrat, begann er daher mit seinen Aufzeichnungen. So auch Anfang August 1914. Doch schon ein halbes Jahr später ermüdete er, weil er den Sinn des Kriegsverlaufs nicht verstand. So hörte er auf, setzte erneut ein und hörte wieder auf, wieder und wieder.

Doch dann geschah etwas Neues und ganz Unerwartetes. Gerade als sich die politischen Ereignisse Anfang November 1918 katastrophisch verdichteten, Zweig aus der Schweiz in seine österreichische Heimat zurück gekehrt war, da brach er sein Tagebuch ab. Der letzte Eintrag vom 13. November erklärt warum:

„Der Waffenstillstand abgeschlossen, Victor Adler gestorben, der Kaiser Karl demissioniert – früher wäre man Kopf gestanden. Jetzt ist man nur müde. Es war schon so viel vorher und es kommt noch so viel nach. Man kann einfach nicht mehr. Und wenigstens ich verbrauche die Hälfte meiner geistigen Kraft in den grauenhaften Visionen dieser kommenden Umstürze, wo der Hass der Klassen, der Stände, riesengroß diese Welt erfüllen wird.“

Mit Müdigkeit hatte Zweig schon früher auf die psychischen Anstrengungen des Krieges reagiert. Seine Klage zeigt, wie sehr er sich von ihm überfordert fühlte. Jetzt aber ergriff ihn Panik: Er wusste nicht mehr, wohin sich die Geschehnisse wenden würden, auch das Tagebuch bot ihm jetzt keine Orientierung mehr. Der Winter 1918/19 markierte für Zweig einen Zusammenbruch der Geschichte schlechthin. Erst dreizehn Jahre später, als die Nationalsozialisten aufstiegen, machte er einen neuen Anlauf.

Der existenzielle Geschichtsbruch ist hier mit Händen zu greifen. Für Zweig war das Kriegsende ein Ende ohne Neuanfang, ohne Aussicht und Hoffnung. Auch dieser Bruch änderte aber bei Zweig mit zunehmendem Abstand vom Weltkrieg seine Gestalt: Aus dem Zusammenbruch der bestehenden Gesellschaft wurde eine geschichtliche Zäsur, der Einschnitt zwischen zwei Epochen, so wie sie Zweig dann in seinem letzten Werk *„Die Welt von gestern“*, kurz vor seinem Freitod im brasilianischen Exil 1942, beschrieb. Eindrucksvoll wie kaum ein anderer Schriftsteller seiner Generation schilderte er im Vorwort die Gebrochenheit seiner Generation:

„Sie haben mir dreimal Haus und Existenz umgeworfen, mich von jedem Einstigen und Vergangenen gelöst und mit ihrer dramatischen Vehemenz ins Leere geschleu-

dert ... So verschieden ist mein Heute von jedem meiner Gestern, meine Aufstiege und meine Abstürze, dass mich manchmal dünkt, ich hätte nicht bloß eine, sondern mehrere, völlig verschiedene Existenzen gelebt... Die Welt, in der ich aufgewachsen bin, und die von heute und die zwischen beiden sondern sich immer mehr für mein Gefühl zu völlig verschiedenen Welten. Wenn er heute mit Jüngeren spreche, die die Welt von gestern, d.h. die Welt seiner Jugend vor dem Ersten Weltkrieg, nicht mehr kannten, so müsse er ihnen zustimmen: zwischen unserem Heute, unserem Gestern und Vorgestern sind alle Brücken abgebrochen.“

Seither ist wieder ein Weltkrieg zu Ende gegangen. Für Demokraten und Sozialisten verband sich die neue Zeit wieder mit enormen Hoffnungen. Sie wurden diesmal nicht so elementar enttäuscht. Dafür erlebten konservative und faschistische Gesellschaftsschichten einen epochalen Zusammenbruch ihrer bisherigen Normen und Hoffnungen. Zweig erlebte dieses Ende nicht mehr, er antizipierte es aber in der Hoffnung, dass einen solchen Rückfall in die Barbarei, wie sie *„die letzten fünfzig Generationen nicht mehr gekannt haben, künftige hoffentlich nicht mehr erdulden werden“*.

Aber auch wenn sich diese Hoffnung erfüllt hat, stellt sich uns heute die Frage: Sind die Geschichtsbrüche, denen Zweig ausgeliefert war, damit geheilt? Müssen wir sie nicht gerade als das zu erinnern versuchen, was sie für ihn waren: sinnlose, immer wieder auch ausweglose Abbrüche des Geschichtsprozesses? Die Offenheit der vergangenen Zukunft, ihre Vernichtung durch neue historische Erfahrungen und Erwartungen gehört mit zur Erinnerung, die wir der Vergangenheit schulden. Gerade diese Einsicht zeigt die Aporien des historischen Verstehens: Wir können einen anderen Gang der Geschichte zwar noch imaginieren, aber diese Imagination kann nie mehr jene Realität erreichen, die sie für die Zeitgenossen des Ersten und Zweiten Weltkriegs hatte.

Max Scheler oder der hermeneutische Geschichtsbruch

Damit komme ich zu meinem dritten und letzten Beispiel: dem Philosophen Max Scheler. Auf den ersten Blick scheint Scheler nicht gut in meine Reihe von Geschichtsbrüchen zu passen. Denn Scheler hat niemals eine solche Erfahrung des Zusammenbruchs seiner Lebensperspektiven selbst artikuliert, wie ich sie von Grosz und Zweig berichtete, auch wenn er sie vielleicht gelegentlich gefühlt haben mag. Sein Leben und Werk verweist uns jedoch auf eine andere, nicht minder wichtige Form des Geschichtsbruchs: nämlich dem hermeneutischen Bruch zwischen vergangenen und heutigen Normen und Werten. Er

lässt uns daran zweifeln, ob wir überhaupt in der Lage sind, vergangene Werte und Geschichtsbilder heute noch angemessen zu verstehen.

Unter der kaum überschaubaren Anzahl von Schriften, die in Deutschland den Ersten Weltkrieg bei dessen Beginn verherrlichten, war Max Schelers Schrift „*Der Genius des Krieges und der deutsche Krieg*“ eine der populärsten. Ende 1914 in nur wenigen Wochen in glänzendem Stil niedergeschrieben, war sie bald verkauft, erschien schon im Frühjahr 1915 in zweiter Auflage und verschaffte ihrem Verfasser eine breite öffentliche Anerkennung. Als in Deutschland die anfängliche Zuversicht auf einen schnellen Sieg verfliegen war, wandte sich ihr Verfasser allerdings einfach von der Botschaft seines Erfolgsbuchs ab, ohne sie jemals zu widerrufen.

Dabei war seine Argumentation ebenso skandalös wie demagogisch: Ihr Hauptgedanke bestand in der Behauptung, dass sich das Recht zu großen Kriegen wie dem gegenwärtigen niemals anhand von formalen Rechtskriterien messen lasse, wie sie das Völkerrecht formulierte: etwa der Frage, wer mit den Feindseligkeiten begonnen oder wer zuerst die territoriale Integrität eines anderen Landes verletzt habe. Entscheidend sei allein, ob der Krieg um eine „*große Idee*“ (auch erine dieser durch den Weltkrieg verschlissenen Begriffe) geführt werde, welche die geistige Existenz eines Volkes, ja der Menschheit insgesamt berühre. Über die Gerechtigkeit eines solchen Krieges entscheide nicht das formale Völkerrecht, sondern Gott selbst. Tatsächlich handele es sich daher in diesem Fall bei Sieg und Niederlage um nichts weniger als ein Gottesgericht.

Man muss Schelers Argumentation in ihrer ganzen Breite aufnehmen, was ich hier nicht tun kann, um das Unerhörte, das Skandalöse an ihr zu erfassen. Tatsächlich erweist sie sich ja nicht nur im Nachhinein angesichts des Kriegsausgangs als unhaltbar und geradezu lächerlich, sondern schon von Anfang an als Gott und Menschen verachtend. Für das geistige und kulturelle Leben Deutschlands wurde darin in bemerkenswertem Hochmut eine kulturelle Überlegenheit gegenüber anderen Kulturen reklamiert, England z. B. eines frivolen Schachers um wirtschaftlicher Interessen willen bezichtigt und zu Russland eine niemals zu überwindende kulturelle Kluft behauptet.

Schelers Argumentation erscheint heute umso gefährlicher, als sich zentrale Bestandteile derselben, etwa der Gemeinplatz vom „*ausgewählten Volk*“ oder von der „*überlegenen Kulturidee*“ der eigenen Seite, immer noch in Kriegsbegründungen, etwa der Amerikaner und der Israelis, finden. Sie ist, im Lichte heutiger politischer Moral betrachtet, je-

doch völlig unakzeptabel und in ihrem Anspruch auf eine vernünftige Begründung des Krieges geradezu unverständlich geworden.

Was heißt daher, eine solche Argumentation dennoch historisch zu „verstehen“, wie es Schelers Biographen immer wieder für sich in Anspruch nahmen? Es dürfte in der Tat nicht schwer fallen, sich eine solche Kriegsphilosophie auch heute zu eigen zu machen. Aber wollen und können wir das? Wird damit der Erfahrung der Sinnlosigkeit und Absurdität Rechnung getragen, die wir bei Grosz und Zweig miterleben konnten; geschweige denn des katastrophalen Leids, das eben solche Kriegsrechtfertigung auch in den folgenden Jahrzehnten über die Völker gebracht hat? Es ist bemerkenswert, wie selten spätere Interpreten von Max Schelers Werk seiner Kriegsphilosophie widersprochen haben. Doch seine Argumentation ruft, meine ich, zum Widerspruch auf.

Wenn wir deshalb zu dem Ergebnis kommen, dass wir diese Kriegsphilosophie zwar verstehen können, aber nicht wollen, so ist dies gleichwohl kein rein ethisches Postulat, sondern wirft auch geschichtstheoretische Fragen auf: Wird man Schelers Argumentation von 1914 gerecht, wenn man sie an den Erfahrungen einer späteren Zeit misst? Immerhin konnte er sich 1914 ja auf eine breite, mindestens bis auf Hegel zurück reichende philosophische Tradition berufen, die Gebildeten seiner Zeit werden ihm ganz überwiegend zugestimmt haben.

Gleichwohl stellt sich hier ein erkenntnistheoretisches Problem: Darf sich die Wahrheit einer philosophischen Argumentation an historisch veränderlichen Erfahrungen messen lassen? War Schelers Kriegsphilosophie von Anfang an falsch oder erst, nachdem sich seine nationalistischen Hoffnungen nicht erfüllt hatten? Anders gesagt: Können wir, wenn wir die historische Erfahrung als Maßstab für philosophische Wahrheiten zulassen, heute überhaupt noch die relative Berechtigung von Max Schelers Argumentation im Winter 1914 beurteilen? Womit wir es hier zu tun haben, ist kein biographischer Bruch wie bei George Grosz und Stefan Zweig, sondern ein hermeneutischer Bruch: der Bruch im politisch-ethischen Einverständnis mit vergangenen Normen und Werten, eine Aporie des historischen Verstehens überhaupt.

Was ich Ihnen mit diesen Beispielen zeigen will, ist der Abbruch historischer Kontinuität in der deutschen, der sich mit dem Ersten Weltkrieg vollzogen hat. Ihm wäre zahlreiche

vergleichbare Geschichtsbrüche in anderen europäischen Ländern an die Seite zu stellen. Tatsächlich zieht sich – von der Kunst über die Religion bis hin zur Philosophie und Geschichte – ein breites Band fundamentaler Erschütterungen durch die deutsche, ja die europäische Gesellschaft. Was der Mensch, was Gesellschaft ist, was Geist, was Vernunft und ethisches Verhalten – all dies hat sich nach dem Krieg fundamental verändert. Es ist ein unermesslicher Schaden, der zurück bleibt, auch dann, wenn wir auf den Trümmern der alten eine neue Welt aufgebaut haben.

Was uns heute noch am Ersten Weltkrieg interessieren muss, ist daher in erster Linie der Geschichtsbruch, den er auslöste. Charakteristisch für ihn ist gerade der schnelle Verschleiß utopischer Potentiale, der sich auch in der folgenden Zwischenkriegszeit fortsetzte. Viele der im und nach dem Ende des Ersten Weltkriegs utopisch besetzten Sozialmodelle, von der kommunistischen Kommune bis zur völkischen Volksgemeinschaft, wurden auch in ihr binnen kurzer Zeit wieder zerrieben: Die Revolutionen verbrauchten sich in immer neuen Überbietungen an Grausamkeit und Gewalt, sodass auch die viele der neu entwickelten Denk- und Ausdrucksinventare bald wiederum ihren Glanz verloren.

Den Ersten Weltkrieg als Durchbruch der Moderne zu feiern besteht daher kein Anlass. Vielmehr steht er meines Erachtens in erster Linie für das Erschrecken des Menschen vor sich selbst, seinen Möglichkeiten, seinen zerstörerischen Fähigkeiten. Es gab im 20. Jahrhunderte modernere Kriege, aber keinen, der dieses Erschrecken klarer zum Ausdruck brachte. Hinter den Geschichtsbruch des Ersten Weltkriegs können wir daher heute nicht mehr zurück.